

Der "Blagör"

Autor(en): **Hindemann, Annie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571768>

Nutzungsbedingungen

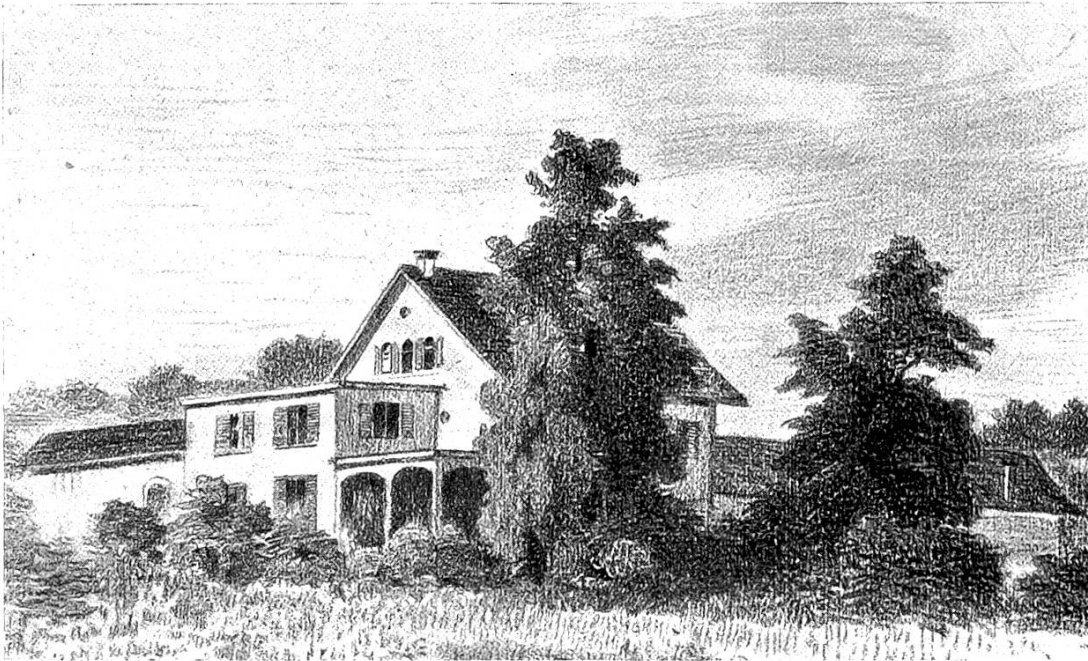
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die „Baumschule“ bei Aarau. Adolf Frey's Geburtshaus.

Der „Blagör“.

Erzählung von Annie Hindemann, Zürich.

Gusteli Staudenmüller, Schüler der zweiten Primarschulklasse, trug sein Weihnachtszeugnis nach Hause.

Er hielt das blaue, dünne Hestchen in der rechten Hand; denn ein Zeugnis mit lauter ersten Noten konnte er doch nicht bei den alltäglich benützten, gewöhnlichen Büchern im dunkeln Tornister, der auf seinem Rücken hing, verwahren. Die linke Hand stak in der linken Hosentasche. Waren beide Hände frei, vergrub er beide in die Taschen; denn er fand, daß einem dies ein selbstbewußtes Aussehen gebe, besonders wenn man etwa noch dazu pfeifen konnte. Aber soweit hatte er es bis jetzt nicht gebracht, und Emil Honauer sagte sogar, er werde es nie lernen, weil er eine zu kurze Oberlippe und vorstehende Zähne habe.

Gusteli gab jedoch die Hoffnung durchaus nicht auf! Im Gegenteil! Er übte sich täglich auf dem Heimwege, und da konnte er etwas leisten; denn seine Eltern wohnten weit draußen vor der Stadt, zuoberst auf dem „Grünhubel“, und das neue, schöne Pestalozzischulhaus erhob sich da, wo die Häuser sich schon bemühten, nahe und geordnet nebeneinander zu

stehn, weshalb man ihnen zur Belohnung ein feines Trottoir vorgebaut hatte, auf dem man sommers und winters gehen konnte, ohne die Füße staubig oder naß und schmutzig zu machen.

Auch heute war es schon vom Schnee befreit, während er auf der Straße noch als eine breite, graugelbe Masse lag. Gusteli benutzte das Trottoir immer mit Wohlbehagen. Er liebte das Saubere und Vornehme. Schade, daß es nur noch eine kurze Strecke hinter dem Schulhaus weiterlief und dann plötzlich abbrach, als wollte es sagen: „Hier gefällt es mir nicht mehr! Nun geh ich keinen Schritt mehr vorwärts!“ Und die Tramgeleise mitten auf der Straße taten desgleichen, stuzten in ihrem sonst so fließenden Laufe und hielten an. Da fanden die Häuser, es sei wirklich auch nicht mehr der Mühe wert, stocksteif in Reih und Glied dazustehn. Sie machten es sich bequem, sodaß ein regelloses Durcheinander entstand; sie liefen auseinander wie die Kinder nach der Schule — da war noch ein Trüppchen versammelt und dort noch eins — bald hatten sie sich ganz zerstreut, und die

breite, weiße Straße ging einsam zwischen den sumpfigen Feldern hin.

Aber nach einer Weile kam man zu den Fabriken. Zwei stattliche Bierbrauereien mit hohen Kaminen standen rechts seitwärts im Felde, zur Linken beanspruchte das Gaswerk mit vielen Gebäuden und mächtigen runden Gasbehältern einen weiten Raum, gleich darauf machte sich eine Maschinenfabrik breit, und in der Ferne erhob sich die Spinnerei. Das kleinere, graue Gebäude rechts daneben war die Druckerei, in der Gustelis Vater als Schriftsetzer arbeitete.

Wenn man dann einer Biegung des Weges folgte, erblickte man den Grünhubel, einen niedrigen Hügel, der ausah, als sei einst eine große Handvoll Samen darüber gestreut worden, die nach allen Seiten gerollt und aus denen viele ganz gleichartige Häuschen gewachsen: weißgrau mit roten Dächern.

Das war die sogenannte „Kolonie“, in der die Arbeiter der umliegenden Fabriken wohnten. Der Hohlweg aber, der von dieser Seite aus hinauf führte, war tief verschneit. Ein Glück, daß Gusteli starke Beine hatte, unverhältnismäßig kräftige, wohlgeformte Beine, die gar nicht recht zu seinem sonst schwächtigen, hoch aufgeschossenen Körper paßten, der doppelt schmal in dem zu kurzen und viel zu engen hellgrauen Anzug erschien. Die Höschen reichten kaum zu den Knien, und man konnte die geflickten, rotbraunen Sommerstrümpfe in ihrer ganzen Länge, bis hinunter zu den plumpen, schwarzen Schuhen bewundern. Fast von der gleichen Farbe wie diese Strümpfe, nur noch etwas mehr ins Rötliche spielend, waren die Haare, die seinen Kopf bedeckten. Sein rundes Gesicht war blaß, die Nase stumpf, die Oberlippe zu kurz, die Zähne ein wenig vorstehend — er war eigentlich recht häßlich!

Wer ihn jedoch so, tapfer keuchend und stampfend, mit dem verschneiten Hohlweg hätte kämpfen sehn, mit beiden Armen rudernd, in der einen Hand die Mütze, in der andern das kostbare blaue Zeugnisheft, der hätte ihm dennoch wohlgefällig lächelnd nachgeblickt. Es war etwas Tüchtiges, Unverzagtes und Fröhliches an ihm.

Aber um diese Mittagstunde kam heute

kein Mensch des Weges daher. Gusteli mußte die Reise überhaupt meist allein machen; denn von den vielen Kindern, die auf dem Grünhubel wohnten, besuchten fast alle die Schule von Grünbach, einem Dorfe, das man von der Kolonie aus auf breiter Straße bequem in einer Viertelstunde erreichte. Nur ein paar ganz große gingen in die Sekundarschule der Stadt. Diese fast erwachsenen, Zigarettenrauchenden jungen Herren kümmerten sich natürlich nicht um Gusteli Staudenmüller und hatten ihn auch mit ihren riesenlangen Beinen rasch überholt, wenn sie ihn je antrafen. Sie fuhren mit Lärm und Getöse, in Rauchwolken gehüllt, an ihm vorüber, fast wie eine Eisenbahn an einem bescheidenen Leiterwägelchen! Kaum, daß er ihnen einen staunenden Blick nachsenden konnte, waren sie schon um die nächste Ecke verschwunden.

Aber trotzdem er fast immer allein gehen mußte, langweilte er sich nie. Für Schnecken, Steine, Vogelnester und Wasserleitungen, für Telegraphenstangen und derartige Dinge hatte er zwar merkwürdigerweise nicht das gleiche Interesse, wie andere Buben seines Alters. Hingegen übte er sich, aus schon erwähnten Gründen, mit hartnäckigem Eifer im Pfeifen! Wie gesagt nur auf dem Heimweg; auf dem Wege zur Schule repetierte er mit lauter oder leiser Stimme seine Aufgaben: das Einmaleins, die kleinen Gedichte.

Denn — das darf nun nicht länger verschwiegen werden: Gusteli Staudenmüller war nämlich ein Streber! Ein ganz zielbewußt und systematisch vorgehender Streber! — Und seine Mitschüler, besonders die Dummen und die Faulen, nannten ihn den „Blagör“.

Aber man muß der Reihe nach erzählen, wie sich das alles entwickelte, damit es recht verstanden wird.

Gustelis Mutter hatte früher in der Spinnerei gearbeitet. Seit sie jedoch kränkelte, blieb sie daheim, nähte Herrenhemden für ein Geschäft und besorgte nebenbei noch mit Mühe das Notdürftigste in ihrem kleinen Haushalt.

Wenn sie nach der Stadt ging, um die fertige Wäsche abzuliefern, brachte sie das vierjährige Emmeli im Schoße der Fa-

millie Widmer, die den obern Stock bewohnte, unter. Lebte sie gerade in Fehde mit Frau Widmer, was häufig vorkam, mußte Gusteli das Schwesterchen hüten. Dann spielten die beiden zusammen auf dem kleinen Platz vor dem Hause, wo Frau Widmer an den drei oder vier niedrig gespannten Drähten ihre grauen Bettücher zum Trocknen aufgehängt hatte. Oder sie trieben sich in der Kolonie herum, zogen von einem der rotgedeckten Häuschen zum andern.

Die waren immer nur einige Meter voneinander entfernt, jedes hatte zwei

Stockwerke, die gleiche Anzahl und

Anordnung der Fenster, jedes den Schornstein und die Tür am selben Fleck wie sein Nachbar, und bei jedem baumelten auf dem Plätzchen vor der Haustür ein paar bunte, zerrissene Wäschestücke an den Drähten. Nur daß etwa beim einen

die zerbrochene Scheibe mit Papier verklebt war, während beim andern der Wind ungehindert durch die Lücke strich, oder daß hier die Fenster kahl blieben,

während dort schmutzige Vorhänge schlaff wie Stricke herniederhingen.

Wenn das Wetter schlecht war, mußte man leider im Zimmer bleiben.

Bei Staudenmüllers gab es Vorhänge an den Fenstern und an den Wänden sogar einige Bilder. Die Mutter hatte früher auf Sauberkeit und Zierlichkeit gehalten, aber nun fehlte es ihr an Kraft, Mut und Geld dazu. Die Scheiben waren schmutzig, die Tapeten fleckig, die Möbel verstaubt; die Bilder hingen schief, die Luft im Raume war dumpf.

Das war Gustelis Heimat.

Eines Sonntagnachmittags im Früh-

ling sagte die Mutter zum Vater, der Bub müsse nun zu Ostern in die Schule; man müsse ihn beim Lehrer in Grünbach anmelden und einschreiben lassen.

Gustelis Vater, der Schriftsetzer, hatte zunächst nichts gegen diesen Plan einzuwenden. Er hielt gleich eine Rede über die Bildung im allgemeinen, in deren Verlauf er auch sagte, er, der Vater, sei verpflichtet, seinem Sohne eine so gute Erziehung auf den Lebensweg mitzugeben, als ihm bei der Ungunst der Verhältnisse immer möglich sei. Und plötzlich sprang er auf, ging mit großen Schritten im Zimmer

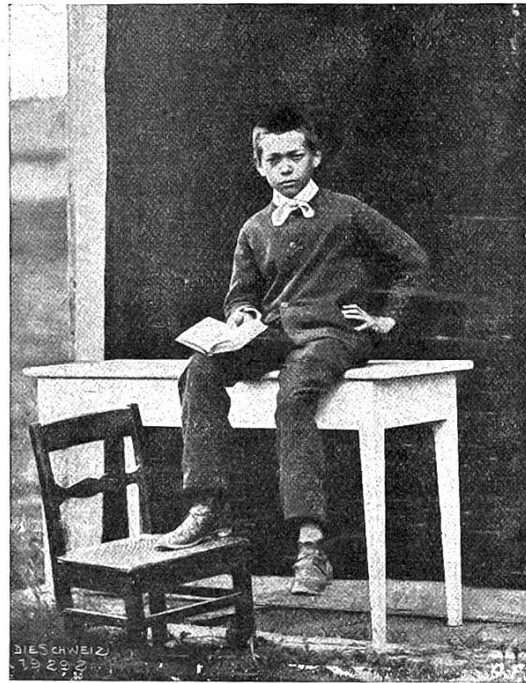
umher und erklärte, das Kind dürfe nicht nach Grünbach zu dem halb verblödeten Schulmeister. Es müsse in die Stadtschule, damit das Fundament gleich auch richtig gelegt werde.

Die Mutter jammerte über die vielen Schuhe, die der weite Weg kosten werde, und hatte auch sonst noch mancherlei Bedenken. Aber der Vater beharrte mit ungewöhnlicher Energie auf seinem Plane, und sie mußte richtig am

folgenden Tage nach der Stadt gehn, um ihm den Willen zu tun.

Gusteli seinerseits wandelte stolz umher, fühlte sich wichtig und konnte fast nicht essen vor halb freudiger, halb schaudernder Erwartung. In der letzten Nacht vor Schulanfang konnte er auch lange nicht einschlafen, und als es ihm endlich gelungen war, kam der Vater nach Hause, schwer betrunken; denn er hatte den Abend im Arbeitergesangsverein, dessen Dirigent er war, zugebracht. Er lärmte nach seiner Gewohnheit mit der Mutter, und die Kinder wurden wieder wach.

Trotzdem stand Gusteli am Morgen



Adolf Frey als Sechzehnjähriger (nach einem Daguerreotyp von 1870).

schon lange vor der festgesetzten Zeit am Fenster und schaute nach Emil Honauer aus, der ihm fürs erstemal den Weg zeigen sollte.

„Gusteli“, sagte die Mutter, „komm und isz jetzt die Suppe.“

Er hörte es nicht.

„August!“ rief der Vater mit Donnerstimme. Er lag noch im Bett; denn er beabsichtigte, heute „einen blauen Montag zu machen“, war in galliger Stimmung wie gewöhnlich in solchen Zeiten und sah den Knaben spöttisch an.

„Sieh da, nun zieht er auch hinaus ins feindliche Leben!“ begann er. Dann folgte wieder eine längere Rede, worin er Gusteli ermahnte, ihm in der Schule Ehre zu machen, was ihm ja, als dem Sohne seines Vaters, nicht schwer fallen könne.

Freilich, sagte er zuletzt unter anderem, wenn es das Schicksal wolle, daß sein Nachbar in einem Samtkittel prange, während er selber nur ein geflicktes Höschen auf dem Leibe trage, so sei jener eben doch der zehnmal Gescheitere, auch wenn er nicht bis drei zählen könne und ihm die Aufgaben abschreibe. So gehe es auf der Welt: Es gebe solche, die behaglich im Wagen fahren dürften und andre, die dazu verdammt seien, diesen im Schweize ihres Angesichts über den Berg zu ziehn, indem jene, die darin säßen, zu allem noch über ihre Anstrengungen lachten.

Es war gut, daß endlich Emil Honauer kam, um Gusteli abzuholen. Ein schwerer Schatten hatte sich auf dessen freudige Erwartung gesetzt, und in wortloser Trübsal stolperte er neben dem ältern Begleiter den Hügel hinunter.

„So,“ sagte Emil Honauer, „ein solcher Knopf wie du, will also in die Stadtschule! Das ist aber einmal ein Tupee! Ja, das muß man sagen!“

Gusteli antwortete nicht und reizte so den Großen zu immer kräftigeren Ausprüchen.

„Dir wird's schön gehn,“ prophezeite er, „das ahnst du auch noch nicht, was du da erlebst! Im nächsten Jahr, wenn du dann sitzen bleiben mußt, bist du froh, wenn sie dich in Grünbach überhaupt noch wollen!“

Gusteli gab keinen Ton von sich. Aber das stumme Weinen brannte ihn im Halse.

Warum hatte ihn denn der Vater in die Stadtschule geschickt, wenn er da nicht hingehörte, wenn man ihn auslachen wollte und es ihm schlecht gehen wird!?

Wenn er doch umkehren dürfte! Aber Emil Honauer strebte mit Riesenschritten vorwärts und Gusteli rannte willenlos und verzweifelt nebenher, lange, lange ohne aufzuschauen. Wenn er überhaupt Zeit und Ruhe zum Nachdenken gehabt, hätte er gefunden, daß ihm zumute war, als sei er einer von Nachbar Großmanns kleinen Hasen, und eine böse Hand halte ihn im Genick und trage ihn einem schrecklichen Ziele entgegen; aber so, daß seine Füße eben noch den Boden berührten und er laufen, laufen, laufen mußte, ob er wollte oder nicht.

Plötzlich sagte Emil: „Da ist das Schulhaus!“

Gusteli hob kläglich den Blick; und siehe da: sie standen vor einem wunderbaren Gebäude, einem Riesenpalast mit Türmen und Portalen, wie Gusteli noch keinen gesehen, einem Schlosse, das ihn eine Wohnung für Könige und Kaiser, nicht aber für seinesgleichen dünkte.

Doch es gab kein Besinnen. Emil Honauer fuhr wie ein Blitz durch das geöffnete, hoheitvolle Gittertor des Gartens, vorbei an den weiten, grünen Rasenflächen und den weißen Kiesplätzen, hinein ins Haus, durch einen langen, gewölbten Gang, eine Treppe hinauf ... und sie traten in einen Saal, in dem es von kleinen Erstklässlern, ihren Müttern, Großmüttern und Tanten wimmelte.

„So!“ ... „Hier!“ fleuchte Emil Honauer „... höchste Zeit!“ Und verschwand schon wieder rückwärts durch die Tür, Gusteli allein zurücklassend, während draußen, irgendwo in den nun leeren Korridoren, eine Glocke schrill und aufgeregert zu klingen begann.

Gusteli drückte sich in eine Ecke. Es kam ihm vor, die harte Hand habe ihn zwar für einen Moment freigegeben, schwebte jedoch immer noch unsichtbar über ihm, bereit, im nächsten Augenblick von neuem zuzupacken. Sehen konnte er nichts, denn dicht vor ihm, der etwas klein geraten, standen einige Buben, die ihn um Kopfeslänge überragten. Auch hörte



Ernst Würtenberger, Zürich.

Selbstbildnis (1919).

er nichts als dumpfes, beängstigendes Murmeln, Husten und Füßescharren.

Nach und nach entwirrte sich aber das Durcheinander ein wenig. Die vielen

Frauen entfernten sich; nur ein großes, rotwangiges Fräulein in einer weißen Bluse blieb zurück, ging unter den Schülern umher, griff einen nach dem andern aus der Menge heraus und hieß ihn nach einem geheimnisvollen Plane auf irgend eine der gelben Bänke sitzen. Als sie näher kam, konnte er sie auch sprechen hören, mit einer hellen, aber sanften und angenehmen Stimme.

Endlich hatten alle außer ihm einen Platz erhalten, und nun sah er erst, wie groß und feierlich der Saal war. Das Fräulein setzte sich ganz vorn in weiter Ferne hinter einen Kasten, über den nur noch ihr Kopf und ein Teil der weißen Bluse emporragten. Sie begann wieder zu sprechen, dieses Mal etwas lauter, und Gusteli konnte verstehen, was sie sagte: Sie ermahnte die Schüler, gerade und ruhig zu sitzen. Fast schien es, als ob sie alle schon kenne; nur ihn beachtete sie nicht.

Es fränkte ihn, so übersehen zu werden, und dennoch drückte er sich womöglich immer tiefer in seinen dunkeln Winkel. Zuletzt wäre er fast eingeschlafen. Die unruhige Nacht, der ungewohnte Gang in der Föhnluft, die durchlebten Aufregungen, das alles hatte ihn ganz erschöpft. Langsam, mit dem wachsenden Gefühl der Sicherheit, versank er in eine warme, behagliche Ruhe und sah und hörte nur noch undeutlich, was um ihn vorging.



Ernst Württenberger, Zürich.

Adolf Frey.

„Fräulein, da hinten steht einer!“ ...

Hundertundzwanzig Schuhe scharren den Boden und klapperten gegen die Pulte, sechzig Rücken machten eine halbe Drehung, sechzig Schüler sprachen, lachten, schrien zugleich. Viele rutschten von den Sitzen, um besser sehen zu können, und verließen ihre Plätze, die ganze mühsam geschaffene Ordnung drohte sich wieder in Nichts aufzulösen.

„Ruhe!“ rief die helle Stimme nun plötzlich laut und zornig. ... „Komm hierher, du dort!“ ...

Gusteli war erwacht; aber er rührte sich nicht. Er stand wie gefroren in seinem Winkel.

Da kam die weiße Bluse auf ihn zu, eine Hand faßte die seine und zog ihn ein wenig unsanft ans Licht.

„Wer bist denn du? ... Warum versteckst du dich denn da in der Ecke?“

Und alle Buben grinnten, kicherten, schwätzten.

Gusteli war schneebleich und starrte mit unbeweglichen Glasaugen durch eines der mächtigen Fenster. Dahinter konnte man heute viel rotbraune, sonnenbeschienene Dächer sehn, mit Kaminen, aus denen hie und da ein vergnügtes, zierliches, graudurchsichtiges Räuchlein aufstieg, weiterhin zart gerundete, grüne Schneeglöckchenhügel und darüber einen blauen Frühlingshimmel, darin drei oder vier gipsweiße Wolkenballen herumbummelten. Aber Gusteli sah nichts als grauen Nebel.

„Wie heißt du denn?“ fragte die Lehrerin wieder. Gusteli sah zum Fenster hinaus und blieb stumm.

„Oha, oha!“ rief einer in der dritten Bank. Er hatte ein rotes, dickes Gesicht, abstehende Ohren, und trug ein grünes Gärtnerschürzchen. Als ihn die Lehrerin strafend ansah, versteckte er den Kopf halb hinter dem aufgeschlagenen Pultdeckel und schnitt so komische Grimassen, daß wieder alle lachten. Die ganze Klasse war überhaupt aus Rand und Band, und Fräulein Meyer, die kürzlich ihr Examen bestanden und zum erstenmal solch ungebärdige Herde zu leiten hatte, fühlte sich ganz schwindlig, hilflos und dem Weinen nahe. Sie hätte mit Vergnügen jedem einzelnen ihrer Schüler eine Ohrfeige gegeben, am allerliebsten dem frechen, kleinen in der grasgrünen Gärtnerschürze; da sie aber Gusteli gerade zur Hand hatte, wurde er das Opfer. Hierauf stieß sie ihn in eine noch leere Bank und setzte sich wieder hinter ihr ehrwürdiges Pult, um nachzudenken und auszuruhen.

Doch schon trat ein neues Ereignis ein. — Es klopfte an die Tür, und ins Zimmer kam eine Dame, die trotz des Frühlingswetters noch Pelz und Muff trug. An der Hand führte sie einen kleinen, etwa siebenjährigen Herrn in dunkelblauer Matrosenkleidung.

Fräulein Meyer stieg eilig wieder von ihrem erhöhten Sitze und ging der Dame entgegen. Diese entschuldigte sich, daß sie so spät komme, sprach hierauf lange Zeit im Flüsterton und entfernte sich end-

lich mit den Worten: „Ich überlasse ihn also Ihrer Obhut!“ Damit meinte sie ihren Sohn in den langen Beinkleidern, der einen großen Hinterkopf und schöne, dicke, goldblonde Haare hatte.

Fräulein Meyer setzte ihn vorläufig auf den leeren Platz neben Gusteli und begab sich wieder hinter den Kasten. Sie suchte sich ihr Programm ins Gedächtnis zurückzurufen; aber es war ihr kaum möglich, die Gedanken zu sammeln. Sehnsüchtig und in düstrier Gemütsverfassung sah sie zu den grünen Schneeglöckchenhügeln hinüber.

Ebenso niedergeschlagen saß Gusteli auf seiner Bank. Er hatte das Gefühl, sich „blamiert“ zu haben (obwohl er das schöne Wort selbst natürlich noch nicht kannte). Zwar war ihm ein Stein vom Herzen gefallen, als sich die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm ab, und dem neuen Ankömmling zugewandt hatte; als er nun aber verstohlen diesen auch ein wenig ins Auge faßte, machte er eine neue entmutigende Entdeckung. Er sah nämlich die schöne dunkelblaue Bluse seines Banknachbars und war überzeugt, daß dies nun ein „Samtkittel“ sei !...

Es erfüllte sich alles, wie es geweissagt worden: Man lachte in der Stadtschule über ihn; er gehörte nicht hierher; das war eine Schule für Buben, die größer und flüger waren als er und „Samtkittel“ und grüne Gärtnerschürzen trugen.

Er schämte sich als ein Unberufener auf der wunderbar glänzenden, hellgelben Bank zu sitzen, die nicht für seinesgleichen gemacht worden war; er hätte nicht gewagt, die Hände auf die spiegelartig schimmernde Fläche des Pultdeckels zu legen, er wagte überhaupt kaum, die Luft des hohen Saales zu atmen. Mit scheuem Erstaunen sah er all die unverständlichen, ehrfurchtgebietenden Gegenstände an: Die schwarze, fast unheimliche Tafel, die festverschlossenen Schränke, die vielen farbigen Bilder an den schneeweißen Wänden. Gerne hätte er sich ein wenig umgedreht, um auch die hintern zu sehen. Aber das wagte er nicht; da wäre vielleicht die Lehrerin oder einer der Buben wieder auf ihn aufmerksam geworden. Deshalb saß er mäuschenstill und bewegte auch nicht einmal den kleinen Finger.

Plötzlich ertönte die aufgeregte Glocke von neuem.

„So, nun haben wir Pause!“ verkündete Fräulein Meyer seufzend vom Pult herab. Alle mußten sich erheben, zu zweien Hand in Hand aus den Bänken treten und eine ordentliche Reihe bilden, was nicht ohne Schwierigkeiten zustande kam. Dann marschierte man in den Korridor hinaus. Viele stampften, andere hüpfen wie Sandhasen. Das machte ihnen großes Vergnügen.

Gusteli und der „Samtkittel“ waren die letzten im Zuge, und Gusteli beschloß sofort, auf keinen Fall mehr in den feierlichen Saal zurückzukehren. Der „Samtkittel“ ließ bald

seine Hand los, drehte ihm den Rücken und kümmerte sich nicht mehr um ihn. Das war seinem Vorhaben günstig.

Unauffällig drückte er sich um die nächste Ecke und erspähte in einiger Entfernung wieder eine Nische, in die er sich verkroch,

um dort unter Herzklopfen den Gang der Ereignisse abzuwarten.

Die „Pause“ mußte vorüber sein. Eine Tür nach der andern wurde zugeklappt, und mit jeder, die geschlossen wurde, nahm der Lärm der vielen Stimmen ab. Da und dort ertönte ein Glöckchen. Zuletzt wurde es totenstill.

Gusteli trat aus seinem Versteck hervor. Er beschloß, seine Mütze zu holen und dann durch das große Tor möglichst rasch zu entfliehen. Aber der Kasten, in den er nach Emil Honauers Geheiß die Mütze gehängt, war fest verschlossen. Er rüttelte ein wenig an der Gittertür und erschraf auf den Tod über den Lärm, der dabei entstand. Als er gleichzeitig die Stimme der Lehrerin im Schulzimmer erschallen hörte, nahm er Reißaus und kletterte in

Haft eine Treppe hinauf. Nun befand er sich wieder in einem langen, gewölbten Gange, der dem untern zum Verwechseln ähnlich sah. Er fühlte sich hier aber sicherer, und da er doch nun gleich dies Haus auf immer zu verlassen gedachte, wollte er zuerst seine Wunder noch ein wenig genießen. Mit behutsamen Schritten ging er über den farbig gesprenkelten Boden und sah sich die gemalten Blumengewinde über den vielen Türen an. Es waren immer Blumen von einer Art, über der ersten Tür gelbe Schlüsselblümchen, über der zweiten Edelweiß, über der dritten Alpenrosen; dann kamen blaue, die er nicht kannte ... nein, auch die nächsten

kannte er nicht ... eine ganze Reihe ...

Ach, erst heute entdeckte er, wie viele Herrlichkeiten die Welt barg, von denen er bisher ausgeschlossen gewesen und von denen er auch ewig ausgeschlossen bleiben würde.

Welch schöne goldene Bierdecke und Strei-

fen die Sonne durch die hohen Bogenscheiben auf die weißen Wände malte! Er war in ein Königsschloß geraten, er, der Gusteli Staudenmüller, der zuoberst auf dem Grünhubel in einem Hause mit zerbrochenen Fenstern wohnte! Er hätte sich nicht gewundert, wenn plötzlich aus einer der Türen ein silberbärtiger Greis getreten wäre mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe und einem roten Samtmantel um die Schultern ... oder eine Prinzessin ...

Was tauchte dort unten, wo der lange Gang dämmrig wurde, auf? Eine Prinzessin?! ...

Es war Fräulein Meyer. Er erkannte sie gleich an ihrer weißen Bluse. Sie kam mit eiligen Schritten auf ihn zu, es gab kein Entrinnen. Gusteli fühlte sich wieder, vom Kopf bis zu den Füßen gefrieren und



Adolf Freys Heim an der Mommsenstraße in Zürich.

starrte der nahenden Gestalt mit schreckensvollen Augen entgegen. Aber sie blickte dieses Mal nicht mehr ärgerlich; sie lachte fast ein wenig und sah nun wirklich wie eine Prinzessin aus. Ihre braunen Haare glänzten an der Stirne wie Gold, weil die Sonne darauf schien. Auch ihre großen, blauen, freundlichen Augen und ihre roten Wangen gefielen ihm sehr.

„Du bist der Gusteli Staudenmüller, nicht wahr?“ fragte sie mit ihrer sanften Stimme. „Du mußt jetzt jeden Tag zur Schule kommen und keine solchen Sprünge mehr machen wie heute, sondern dich ruhig auf deinen Platz setzen wie die andern! Willst du das?“

„O nein, ich gehe jetzt lieber heim!“ antwortete der neue Schüler. Aber es war ihm nicht mehr ganz ernst damit. Er fand, das Verhältnis habe sich bedeutend geklärt. Sie wußte nun doch wenigstens seinen Namen (wie das zugegangen, war ihm freilich unverständlich). Es mußte eben Zauberei im Spiele sein, wie bei so vielem in diesem Hause.

Als sie ihn, ohne auf seine Worte zu achten, mit sich fortzog, folgte er ihr willig, nur vor der Schulzimmertür wurde er wieder störrisch; denn er fürchtete sich vor den Buben, die ihn nun sicher noch mehr auslachen würden. „Vorwärts, vorwärts!“ sagte Fräulein Meyer. „Ich will euch doch allen eine schöne Geschichte erzählen!“

„Von einem König mit einer Krone?“

„Ja, ja, meinetswegen, von einem König mit einer Krone!“...

Sie traten in das Schulzimmer, in dem wieder ein wildes Durcheinander herrschte. Der Dicke in der grünen Schürze hatte mit seinem Banfnachbar Streit angefangen, und beide rollten sich auf dem Boden. So fand Gusteli ziemlich unbeachtet seinen Platz, und Fräulein Meyer schaffte Ruhe, indem sie die Geschichte in Aussicht stellte.

Kein Mensch kann beschreiben, wie schön diese Geschichte war. Sie ließ den armen Gusteli fast seine Angst und Schüchternheit vergessen. Als Emil Honauer ihn mittags abholte, befand er sich immer noch in einem rosenrot beleuchteten Zauberlande, bei Feen und Zwergen. Auf dem ganzen Heimweg

sprach er von der Geschichte und von Fräulein Meyer.

Wenn Emil Honauer ihn aber über seine Eindrücke von der Schule im allgemeinen und von seinen Klassengenossen im besondern ausfragen wollte, schwieg er verstockt. Einmal fuhr ein Automobil an ihnen vorbei. Darin saß der blonde Knabe mit dem „Samtkittel“, und Emil Honauer sagte, dies sei der Sohn des Brauereibesizers, dem die schöne Villa am Fuße des Grünhubels gehöre.

Am Nachmittage hatte Gusteli einen harten Kampf mit sich selbst zu bestehn. Je näher er dem Schulhaus kam, desto langsamer wurden seine Schritte, und als die Türmchen und Giebel des Respektgebäudes über einigen gewöhnlichen Hausdächern in geringer Entfernung sichtbar wurden, bekam er so starkes Herzklopfen, daß er stehen bleiben mußte.

Wenn er Fräulein Meyer nicht versprochen hätte, jeden Tag pünktlich zur Schule zu kommen, sich artig auf seinen Platz zu setzen und keine „Sprünge“ mehr zu machen...

Aber dieses Wort konnte er nicht brechen! ... Sie hatte ihn so freundlich angeblickt! ...

Er suchte also den ersten zwei Forderungen Fräulein Meyers möglichst unauffällig nachzukommen. Vor allem kundschaftete er an jeder Ecke aufs neue vorsichtig aus, ob keiner seiner Mitschüler in Sicht sei. Auch am Gittertor des Schulhauses drückte er sich lange abwartend herum. Dann, als der Hof schon ziemlich leer war, die große Uhr am Türmchen zeigte eine Minute vor zwei Uhr, rannte er in fast übermenschlich weiten Säßen ins Haus, die Treppen hinauf, und schlängelte sich den Wänden entlang zu seiner Bank, die er wirklich ungeschoren erreichte.

Da saß er nun und schmunzelte heimlich so stark er konnte: Erstens über seine gelungenen Kriegslisten, zweitens darüber, daß er Fräulein Meyer, die in ihrer weißen Bluse kerzengerade, würdevoll und anmutig zugleich, schon hinter dem großen Kasten saß, wieder ansehen und ihre sanfte Stimme hören durfte, und drittens aus einer allgemeinen, halb unbewußten Zufriedenheit mit sich selbst heraus. Außerlich verzog er keine Miene, versteckte, so-

bald Fräulein Meyers blaue Augen sich auf ihrer ununterbrochenen pädagogischen Reise durch das Schulzimmer seinem Plaze näherten, den Kopf hinter den breiten Rücken eines großen Italienerbuben, der vor ihm saß, und suchte sich überhaupt auf jede Weise unbemerkt zu machen.

Sein Banknachbar, der „Samtkittel“, ließ ihn zum Glück unbehelligt. Er schien etwas schläfriger Natur zu sein.

Auch Fräulein Meyer tat, als sei er gar nicht anwesend; er wußte aber, daß sie ihn ganz wohl bemerkt hatte.

In der Pause verbarg er sich irgendwo,

nach Schluß rannte er als erster davon. So verging dieser Nachmittag leidlich.

In den nächsten vierzehn Tagen änderten sich die Verhältnisse nicht im geringsten. Eines nur ist bemerkenswert: Gustelis Neigung zu Fräulein Meyer wuchs täglich, ja eines Morgens, als sie drei gelbe Schlüsselblümchen an ihrer weißen Bluse befestigt hatte, gefiel sie ihm so gut, daß er ihr gern etwas zuliebe getan hätte. Aber er war auch gleichzeitig überzeugt, daß sich dazu nie Gelegenheit finden werde und daß er es auch überhaupt nie wagen würde.

(Schluß folgt).

Zu dem Novellenbuch von Olga Amberger*).

„Narrenstücke“ nennt sich das neue Buch der baslerischen Zürcher Dichterin, und auf diesen Namen muß man sein Augenmerk richten; denn wenn ein Autor von der überlegenen Ausdruckskunst Olga Ambergers einem Buche, das mehr Grausamkeit, Bluttat und Herzeleid birgt als Lachen, diesen seltsamen Titel gibt, so wird er Besonderes sagen sollen. Darin, daß die Menschen, die uns in den neun kleinen, wunderlichen Geschichten vorgeführt werden, fast alle toll und närrisch ihr Lebensglück verspielen, liegt wohl nicht die ganze Erklärung. Es eignet dem Wort eine tiefere und weitertragende Bedeutung, es ist nicht nur klingende und beziehungsreiche Ueberschrift zu neun Erzählungen, es hängt darin etwas von der Weltanschauung der Dichterin, wenn man mit diesem schweren Worte belegen will, was sie so fein und flüchtig und flaumzart darzutun weiß.

Es ist das erste größere, selbständig erscheinende Buch, das Olga Amberger uns schenkt (ein zierliches Bändchen im Rahmen der Huberschen „Schweizer Erzähler“, „In der Glückschaukel“ ging voran), und doch kennt man den Namen der Autorin schon seit Jahren; denn, was auch Zeitschriften von ihr bringen mochten, nichts war, das sich der Aufmerksamkeit der Leser entzogen hätte.

Zuerst las man von ihr kleine Texte zu landschaftlichen Bildern, die sie, damals noch der bildenden Kunst hingegeben, für die eine oder andere Zeitschrift („Die Schweiz“ und „Zürcher

Wochenschronik“ gingen da voran) zeichnete. Die Zeichnungen zeigten meist Winkel aus dem alten Zürich, genau und so, wie sie ungefähr jedermann sieht; aber die Worte warfen über das wenig persönliche Bild einen Reichtum eigener Anschauung und persönlichsten Empfindens, der bezauberte. Und dann sanken die Zeichnungen zur Illustration selbständiger Auffassungen herab und verschwanden schließlich ganz, als zur Beobachterin sich die Poetin gesellte und aus den historischen und heimatkundlichen Arbeiten bunte, reichbewegte, selbstherrliche Geschichten herauswuchsen. Die Vergangenheit, besonders die Zeiten der Empfindsamen, achtzehntes Jahrhundert und Biedermeier, und vor allem der heimatlich vertraute Boden des alten Zürich gaben auch jetzt noch den anmutigen Nährboden, und die liebe Gewohnheit der Autorin, in holden alten Dingen mit Hingabe und viel lächelnder Ueberlegenheit zu kramen, blieb ihr noch ferner und damit verbunden ein ziervoll verschnörkelter, oft kellerisch anmutender Stil. Und man wußte nicht genau, ob die große Beliebtheit, die die junge Schriftstellerin in der engern Heimat sich schnell erwarb, eher dem süßen Lavendelduft alter Dinge galt, der reizenden Fülle des holden Krimskrams und der anmutig verschnörkelten Sprache, oder ob sie ihren Ursprung wirklich dort nahm, wo die kleinen leichten Sachen ihr Gewicht hat-

*) *Narrenstücke, Novellen.* München, Georg Müller, Verlag, 1919.